

dass er ein oder zwei Jahre gelernt hätte; vor Ablauf dieser Zeit dürfte er nicht selbständiger Meister sein und von Fabrikanten zu vollem Lohne ausgelohnt werden, nach Ablauf derselben aber alle Rechte der übrigen Weber haben. Damit wären der ruckweisen und übermässigen Ausdehnung der Produktion, welche für Arbeiter und Fabrikanten wie für die Qualität der Waare so verderbenbringend ist, gewisse elastische Schranken gezogen, ohne einem stetigen Fortschritte der Industrie Hindernisse zu bereiten. Der Nutzen eines solchen Webersvereins wäre ein so grosser, dass die Betheiligten gern die Kosten seiner Unterhaltung tragen würden. Nur darf man bei seiner Bildung nie vergessen, dass seine Mitglieder nicht selbständige Handwerksmeister, sondern hausindustrielle Lohnarbeiter sind, also eine den Fabrikarbeitern wirthschaftlich und social nahestehende Klasse, nur nicht so centralisirt wie diese.

Bei einer derart veränderten Verfassung des Kaufmanns- und Weberstandes wären die Misstände, welche sich aus ihrer grenzenlosen inneren Konkurrenz ergeben, eingeschränkt, eine würdige Vertretung geschaffen, um völlig gleichberechtigt alle gemeinsamen wie alle Standesangelegenheiten zu ordnen und die technischen Leistungen und die eingegangenen Verträge zu sichern. Eine solche Organisation würde die Wirkungen der Konjunkturen nicht mehr verschärfen, und wenn diese selbst mit ihren Verheerungen auch nicht vermieden werden könnten, so würden sie in ihren Ursachen und ihrem Verlaufe doch bekannter und berechenbarer sein.

V. Die Lage der ländlichen Weber.

Crefeld ist eine stille freundliche Stadt; keine Fabrik-schlote, kein hastiges Drängen von Arbeitern, nur lange Schaaren junger Mädchen wallen Mittags zu den Comptoirs. Die Bedeutung der Industrie kann nicht nach der Grösse der Stadt bemessen werden, obwohl ja auch diese ansehnlich gewachsen ist; wohnt die grosse Masse der Weber und deren Hülfspersonen doch auf dem Lande zerstreut. Eine Schilderung ihrer Lage ist daher ausserordentlich schwierig, zumal dieselbe je nach den Zonen und den einzelnen Ortschaften eine sehr verschiedene ist.

Alle am Anfange genannten eigentlichen Weberorte sind keineswegs ackerbautreibende Dörfer, es sind vielmehr Städtchen von 4000—6000 Einwohnern mit langen Strassenreihen von dicht an einander stehenden, meist zweistöckigen Häusern, und

einer Bevölkerung, welche zu zwei Dritteln und mehr aus Webern, Spulern und Windern besteht; selten fehlt in einem Hause der Webstuhl. Die industriellen Arbeiter bilden den ärmeren und besitzlosen Theil der Einwohnerschaft; in Hüls besitzen von 1200 Weberfamilien nur etwa 100, in Anrath verhältnissmässig noch weniger ein Eigenthum, während in St. Tönis ein grosser Theil derselben besitzend zu sein scheint. Noch seltener als der Besitz eines Hauses ist natürlich der eines Gartens oder Ackers.

Der Erwerb eines „Eigenthums“ ist das Ideal jedes Webers; ist damit der Anfang gemacht, so liegt darin der stärkste Sporn zu fleissiger Arbeit wie zum Sparen; das „Eigenthum“ wird zur Sparkasse des Meisters, wie der Fabrikant seine Vorschusskasse bildet. Sie bieten einen freundlichen Anblick dar, die neuen auf den Aussensektionen belegenen einstöckigen rothen rankenumspinnenen Häuschen mit dem schmucken Ziegeldach, vom Garten umgeben. Im Innern halten sie auch meist, was sie von aussen versprechen; sie sind hoch und luftig, reinlich und ohne Staub, wie es die Arbeit erfordert, der Weber selbst mit sauberen Händen. Die „Fabrik“, für zwei bis sechs Webstühle eingerichtet, ist geräumig genug; das Schlafzimmer ist oben in der Mansarde, zur Seite eine kleine Küche, ja neuerdings wird sogar ein „Fremdenzimmer“ eingerichtet, in welchem sich die Familie am Sonntag aufhält. Solche Meister führen eine ganz behagliche Existenz. Indess sind es ihrer verhältnissmässig nur sehr wenige. Viele haben alte Häuser aus früherer Zeit und leben nicht viel besser als die grosse Mehrzahl der besitzlosen Weber.

Diese bilden den überwiegenden Haupttheil der Arbeiterschaft; sie sind nur im Stande für 90—120 Mark jährlich sich eine Werkstätte und eine Schlafkammer zu miethen. Die Wohnungsverhältnisse sind hier elend genug. Die Werkstätte ist in der Regel auch Küche und Wohnzimmer. Der eiserne Kochheerd steht an der einen Breitseite der Stube, der Geruch der Speisen verunreinigt die Luft und die Hitze wird namentlich für den Zunächststzenden unerträglich. In diesem Aufenthaltsraume drängt sich die ganze Familie zusammen; es spulen die einen Kinder, die andern spielen umher, die Mutter säubert die Kette und webt oder sie stillt den schreienden Säugling. Die neueren Häuser sind höher gestochen, die älteren sind oft nur so hoch wie der Webstuhl; häufig nimmt dieser fast die ganze Breite der Stube ein, meist stehen mehrere Stühle in derselben; die Luft ist dumpf und während des Kochens drückend heiss; im Winter kann nicht einmal gelüftet werden, weil der Weber durch die anstrengende Arbeit in Schweiss gebadet ist; im Sommer ist das Alles besser. Die Fenster sind oft blind und ein Halbdunkel herrscht selbst am Tage in dem Raume. In Vorst, in Niederkrüchten und

andern Orten ist mitunter die Diele nur aus gestampftem Lehm, manchmal liegt das Haus tiefer als der Erdboden, oder es ist doch die eine Wand vollständig feucht. Auch giebt es wahre Räuberhöhlen: nur fünf Schritt im Quadrat, zwei Webstühle, ein ordnungsloses Durcheinander von Kochgeräthen, Esswaaren, Schnapsflaschen, Weberkämmen, starrendem Schmutz und inmitten dieses drei wüste Gesellen beim Mahle. Die Schlafkammern sind gewöhnlich auf dem Boden und nur bei den Wohlhabenderen für Eltern und Kinder getrennt. Am traurigsten sind die Zustände in Anrath, Hüls und Vorst, besser in St. Tönis und Süchtelen.

In den entlegenen ackerbautreibenden Dörfern bilden die Sammetweber das Proletariat. Waren es doch die Tagelöhner, jüngeren Söhne von Bauern und andere arme arbeitslose Menschen, welche sich bei günstiger Konjunktur der Industrie ergaben; natürlich haben sie damit ihr elendes Dasein nicht verschlechtert, aber dasselbe ist jammervoll genug geblieben. Da sie indess gewöhnlich nur ein oder zwei Webstühle besitzen und man auf dem Lande nicht so beengt lebt, so wohnen sie, wenn auch vielleicht in dumpferen und kleineren Stuben, so doch geräumiger, da Werkstätte und Aufenthaltszimmer häufig getrennt sind. In reicheren Dörfern giebt es mehr besitzende Weber; in Niederkrüchten z. B. soll ein Drittel derselben Landeigenthümer sein; ein Gewerbetreibender, der so sehr den Konjunkturen ausgesetzt ist, muss eben à deux mains produciren.

Die Arbeiter auf dem Lande wohnen billiger, wenn auch kaum besser als in der Stadt; ihre Lebensmittel beziehen sie aber entschieden theurer, ausgenommen die Fälle, wo sie selbst ein wenig Kartoffelland besitzen. Der Aristokrat des Dorfes, der „Bur“ verkauft nämlich die ganze Ernte direkt auf einem grösseren Markte; die Krämer, namentlich wenn sie Kredit geben, schlagen ungemein auf die Preise auf. In flotten Zeiten füllen sich die Seiten des Büchelchens, beim Rückgang der Konjunktur müssen sich die verschuldeten Weber alle Zahlungsbedingungen gefallen lassen. Einige Krämer haben z. B. in Hüls Häuser auf Spekulation gebaut und vermieden dieselben ihren Schuldnern. Nun ist die Ausbeutung perfect. Die Arbeiter müssen nach dem Liefertage all ihr Geld dem Krämer einhändigen, und wenn sie sich Sonntags ein Gläschen Bier erlauben wollen, erst die Groschen dazu ausbitten. Konsumvereine sind aus naheliegenden Gründen auf dem Lande nicht entstanden; wohl hat man aber gesucht, auf zwei anderen Wegen sich gegen den wucherischen Detailhandel zu schützen: man benutzt die Boten, welche die Ketten bringen, um Lebensmittel und Kolonialwaaren aus der Stadt holen zu lassen, oder bezieht durch die Mitglieder der Weber-Union die billigen Kohlen, Kartoffeln, Erbsen und Bohnen.

Das Leben in den eigentlichen Weberorten ist ebenso theuer wie in der Stadt und daran liegt es denn auch, dass in ihnen die Löhne ebenso hoch sind hier wie dort. Zum andern Theile hat das darin seinen Grund, dass Viersen, Süchteln und Kempen selbständige Centren darstellen, deren Einfluss durch hohen Lohn seitens der Crefelder Kaufleute paralytisch werden muss. Auch in entfernteren Dörfern beruht der Unterschied weniger darauf, dass die Preise, als vielmehr dass die Lebensbedürfnisse selbst geringere sind. In der Stadt stehen Wirthshäuser und Tanzlokale in Fülle neben einander, die ausserhalb der elterlichen Wohnung arbeitenden Mädchen stolziren Sonntags in Sammt und Seide; auf dem Lande gilt es für den Meister noch als ehrenrührig, alle Abend ins Wirthshaus zu gehn, das Familienleben ist in Folge der grösseren Unselbständigkeit der Kinder noch fester, es herrschen mehr patriarchalische Zustände. Aber die günstigen Konjunkturen durchbrechen auch diese; andere Sitten greifen Platz und eine grosse Verwirrung in allen Gewohnheiten tritt ein.

Die hausindustrielle Betriebsform stellt die Arbeit der Meister in der Regel unter keine andere Kontrolle, als unter die des Hungers. In guten Zeiten wird daher viel gefeiert und in allen Weberorten ist das Sprüchlein verbreitet: Montag: Liefertag, Dienstag: Liefertags-Schwager, Mittwoch: Stell-Justig (Ordnen des Stuhles), Donnerstag: Pungel-Donnerstag (der Stuhl wird angesehen und daran herumgepungelt), am Sonnabend ist es nicht mehr der Mühe werth anzufangen und am Sonntag muss man hellen (sich vergnügen). Gewöhnlich dauert die Arbeitszeit im Winter von 7—9 Uhr, im Sommer von 6 bis 8, im armen Dorfe Venrath sogar von 5—9 Uhr. Vor Feiertagen, Festen, Kirmessen und „wenn es drückt“ wird noch länger gearbeitet, um mehr Geld zu gewissen Terminen zu haben. Aber bei schlechten Konjunkturen genügt selbst die längste Arbeitszeit nicht; die Weber mit zwei bis vier unerwachsenen Kindern gerathen in Schulden und müssen regelmässig die Armenpflege in Anspruch nehmen. Erst wenn zwei bis drei Kinder am Webstuhl sitzen, können die Schulden getilgt und Ersparnisse gemacht werden; wenn dann die Familie oder die Geschwister zusammenbleiben und eine ordentliche Wirthschaft führen, so ist das die Periode, wo ein Eigenthum erspart werden kann. Es springt in die Augen, wie wichtig es für die Eltern ist, ihre Kinder so früh als möglich zum Verdienst zu bringen, denn lange bleiben sie doch nicht bei ihnen; die Söhne heirathen oft mit 22—23 Jahren Mädchen von 18—19 Jahren; beide verlassen ihre Eltern und überliefern sie sammt den jüngeren Geschwistern wiederum der Noth. Mit der Geburt der Kinder werden die Eltern arm, mit ihrem Heranwachsen reich, mit ihrer Verheirathung verfallen sie wieder der Dürftigkeit. Die Stimmung der Weber ist bei alle-

dem natürlich keine rosige; sie charakterisirt sich am besten durch den Ausspruch: Wir müssen beten, arbeiten, hungern und dann droht man uns doch noch mit dem — Düwel!

Die frühzeitigen Ehen der Eltern, die frühe Arbeit der Kinder in gekrümmter Haltung und in überfüllten Räumen, der Branntweingenuss der Jünglinge haben in den eigentlichen Weberorten durch Vererbung bereits einen Weberstand mit all seinen specifischen Eigenschaften erzeugt¹⁾. Ein Weber von Kindesbeinen ist leicht zu erkennen: der Teint wächsern und matt, fast bleifarben, das Auge lebhaft, die Glieder schlank, die Arme fleischlos und dünn wie Kinderarme, die Hände zart und weiss, die ganze Gestalt athmet mehr Gewandtheit als Kraft, der Mann ist ein Schwächling, mit fünfzig Jahren „verschlissen“, ein Schwindsüchtiger. Kein Wunder, wenn im Jahre 1872 in Kempen unter den Webern der ersten Konkurrenz nur 15 Procent tauglich waren; krumme Beine und Anlage zur Tuberkulose waren die häufigsten Ursachen. Das sind die erwachsenen Weber! Und nicht einmal das Kind im Mutterleibe wird geschont, denn auf das härteste trifft denselben der Schlag der Lade. Sehr vortheilhaft zeichnen sich die Weber aus, welche erst später diesen Beruf erwählt und ihre Jugend auf dem Felde oder im Walde zugebracht haben.

Geistig sind alle Weber lebendig. Ein bewegliches Auge, welches dem hin- und herschiessenden Schiffchen mit Aufmerksamkeit folgt und jeden zerrissenen Faden, jeden Fehler erspäht. Die Technik der complicirteren Stoffe ist schon so schwierig, dass sie einen gewissen Scharfsinn und viel Kenntnisse erfordert; sogar die Sammetweberinnen gelten nicht als die dümmsten Mädchen im Dorfe, weil sie eine „kritische Arbeit“ verrichten. Dazu kommt der äussere Schliff durch den öfteren Umgang mit Werkmeistern und Fabrikanten, denen gegenüber sie stets auf der Hut sind, und der häufige Verkehr in grösseren Orten und in Wirthshäusern. Wenn auch ohne tiefere Schulbildung, erscheinen die Weber durchgängig als intelligente und anstellige, aber furchtsam vorsichtige Männer. Das Gesellschaftslokal mit seinen beiden grossen braun tapezirten Räumen, welches die Weber-Union sich auf mehrere Jahre gemiethet hat, macht einen freundlichen Eindruck. Es war am Samstag Abend: anständig blickende Männer, den schwarzen Rock über der blauen Blouse, die einen hinter der Zeitung, die andern an einer Partie Karten, die dritten, alte Leute, unterhielten sich gedämpft; dabei mässig gutes Bier, Cigarren und Pfeifen, einzelne liessen sich ein räthselhaftes Abendessen geben, — das war die Siesta der Webermeister nach gethaner Wochenarbeit.

Es ist oft behauptet worden, namentlich mit Hinweis auf

¹⁾ v. Hirschfeld a. a. O., S. 169 u. 179. — Reybaud a. a. O., S. 37 ff.

die zahlreichen Messeraffairen nach dem Kriege, die Weber seien roher und verwahrloster geworden. Für jene Jahre trifft der Vorwurf zu; es galt derjenige als ein tüchtiger Bursche, welcher „fix mit dem Metz bei der Hand“ war. Indess ebenso sicher ist es, dass seit dem grossen Rückgange 1872 sämtliche Excesse abgenommen haben. Es behaupten vielmehr alte und besonnene Männer, es sei in dieser Beziehung gegen früher bedeutend besser geworden. Zahlenmässig wird das kaum festzustellen sein, schon der wechselnden Strafgesetzgebung wegen, doch sind sensationsbedürftige Journalisten und arbeiterfeindliche Fabrikanten die unzuverlässigsten Quellen. Bei Beurtheilung sittlicher Zustände wird man überhaupt nicht die Schwindeljahre 1871/72 zu Grunde legen dürfen, und selbst dann im Auge behalten müssen, inwieweit die Arbeiter mehr demoralisirt waren als alle übrigen Stände. Bei den Arbeitern wird die Zuchtlosigkeit sich mehr in Messeraffairen, bei Kaufleuten im Betrüge äussern.

Die Sitten der Mädchen sind gemäss ihrer socialwirthschaftlichen Selbständigkeit natürlich verschiedene. Ihr ausserordentliches Ueberwiegen in den jugendlichen Altersklassen in Crefeld, ihr reichlicher Erwerb, die mangelnde Aufsicht in der grossen fremden Stadt, die stete Umgebung von Seide und Sammet zeitigen die Neigung zu Putz und zum Besuch der Tanzlokale. Die sitzende Lebensweise, die Langeweile und Abends die Einsamkeit, dieser schlimme Rathgeber, treiben die Mädchen in die Arme des Liebhabers¹⁾. Wie sollten sie auch anders den Sonntag verbringen? Haben sie nicht Geld genug erworben, jenen nöthigen Falls frei zu halten? Indess darf man ihnen damit keinen besonderen Vorwurf machen; derselbe trifft sämtliche Mädchen am Rhein in den ärmeren und arbeitenden Klassen. Das Eingehen der Ehe in dem Sinne, dass ein Jüngling sich mit einer Jungfrau verbindet, kommt selten vor; die Volkssitte ist vielmehr derart, dass der kräftige Jüngling sich ein Mädchen als „Schatz anschafft“ und beide „zusammen gehen“. Gelangen sie hiebei zu einem unerwünschten Ziele, so sind die Volkssitte und der Einfluss der Geistlichkeit so stark, dass sie sich in der Regel heirathen und uneheliche Kinder äusserst selten vorkommen. Sonst trennt sich wohl auch ein Paar, wenn es fühlt, nicht zu einander zu passen, und knüpft eine andere Verbindung an; eine derselben führt gewöhnlich zur Ehe. Da die jungen Leute vor der standesamtlichen Registrirung ihres Verhältnisses sich bereits nach allen Seiten kennen gelernt haben, so setzen sie sich auch keinerlei Enttäuschungen aus, sie haben sich in der That ganz

¹⁾ Es sei an den Monstreprocess im Jahre 1876 und an die Thatsache erinnert, dass die Reisenden am Niederrhein zum Karneval nach Crefeld zu kommen suchen.

gern und ihr eheliches Verhältniss ist in Folge dessen ein ganz glückliches. In den ersten Jahren wird fröhlich gelebt, in den späteren kommt mit den kleinen Kindern die Sorge und das Elend, in den letzten Jahren sind jene erwachsen und können mit erwerben, das Einkommen einer Familie steigt unter Umständen auf 1800—2400 Mark und ein Eigenthum kann erspart werden. In der Stadt, wo die Frau früher in einem Hülfsgewerbe thätig war, versteht sie oft nicht hauszuhalten; von einer rationellen Ernährung weiss sie gar nichts. Auf dem Lande ist es in vieler Hinsicht besser: die Verführung geringer, die Sitten ehrbarer, das Weib bleibt stets ein Glied des Hauswesens, von welchem es in der Stadt losgelöst ist und daher seinen natürlichen Boden verliert. —

Das ist es, was ich über die Lage der Arbeiter in Erfahrung gebracht habe.

Wie das Meer nie stille steht, mit der Fluth ewig weiter rollt, bald vor-, bald zurückgeht, so bleibt auch die wirthschaftliche Lage der Weber niemals auf gleichem Niveau und in ihrem endlosen Hin- und Herschwanken ist es Eines und nur Eines, wovon sie bestimmt wird. Die Thaten guter Fabrikanten bringen Wohlthaten nur an Einzelnen hervor, der Fleiss rechtschaffener Meister erleichtert die Noth ihrer Familien, alle diese Handlungen kommen nur in den beschränktesten Kreisen zur Geltung, werden aufgehoben durch den Einfluss grösserer Kräfte und haben auf die Masse keine Wirkung (Buckle). Endgültig wird die Lage der Kaufleute und Weber bestimmt durch die Konjunktur, unberechenbar in ihrem Entstehen, unabsehbar in ihrem Verlaufe, die Signatur des heutigen Wirthschaftslebens, — sie wirkt entscheidend. Ob die Weber ein leichtsinniges Völkchen, ob sie gut essen und trinken, tanzen und singen, ob sie Excesse verüben oder friedlich leben, ob sie gesund sind oder krank, ob sie den Bourgeois oder Socialdemokraten spielen, — alles das hängt von der Konjunktur ab. Das Lebensschifflein des Webers wird bald hoch emporgeschleudert auf den Wellenhauptern einer stürmischen Konjunktur, bald tief in das Chaos und in die Verzweiflung gezogen; selten schwellt auf ruhiger See ein stetiger Wind seine Segel.

Wie Naturprocesse sind die Konjunkturen bisher verlaufen, mit elementarer Gewalt die widerstandslosen Menschen mit sich fortreissend. Zum Theil wird das ewig so bleiben, soweit übermächtige menschliche und Naturereignisse sie beeinflussen; zum andern Theile vermag aber die geschärfte Beobachtung sie vorauszusehen und der bewusste Wille der Betheiligten Schranken aufzurichten, an denen die aufgeregten Wogen sich brechen.
